

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 44

Artikel: Das verräterische Löschblatt

Autor: Zulliger, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645688>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

versität. Es ist eine schöne, saubere Stadt mit lebhaft pulsierendem Leben. Der schönste Platz nicht nur der Stadt, sondern des ganzen Landes ist unzweifelhaft der „Groote Markt“. Frei in der Mitte steht das große Rathaus, das mit seinen monumentalen klassizistischen Formen dem ganzen Platz etwas Imposantes gibt.

Es wären noch eine ganze Reihe hübscher Städte und Städtchen zu erwähnen, z. B. Leeuwarden, die Hauptstadt von Friesland, das Landstädtchen Hoorn an der Zuidersee, das Blumenparadies Haarlem, von wo die Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Anemonen und Krokus kommen, endlich auch die alte Universitätsstadt Leiden, oder das Städtchen Goës auf Süd-Beveland, in welchem wir einen unvergesslichen Tag verleben durften, doch würde dies zu weit führen. Sicher ist nur eins: Kein anderes Land hat bei so kleinem Flächeninhalt so viele bedeutende, historische und regsame Städte.

Der Deutschschweizer, der das schöne Wasserland besucht, braucht nicht Angst zu haben, daß er sein holländisches Wörterbuch allzu oft aus der Tasche ziehen muß. Überall spricht man deutsch. Auf einige sprachliche Eigentümlichkeiten möchten wir aber zum Schluss doch aufmerksam machen. Ein „Gasthuis“ ist nicht etwa ein Wirtshaus, sondern ein Spital, das „Stadsziekenhuis“ nicht ein Stadtziegenhaus, sondern ein städtisches Krankenhaus. Ein „Wachtlokal“ ist gar kein Wachtlokal, vielmehr ein Warteraum. Im „Metsalon“ wird nicht etwa gemolken, sondern frische, gute Milch ausgeschenkt. Wenn irgendwo an einem Baden die Auffahrt steht: „Niet bellen“, so wird ja nicht den Hunden das Bellen verboten, sondern geraten, man solle ohne zu läuten eintreten. Der „Schoenmaker“ ist nicht der Friseur, sondern der Schuhmacher und das „Tol-Huis“ das Zollhaus und kein Tollhaus. Mit dieser kleinen Zusammenstellung grammatischer Spitzfindigkeiten schließen wir unsere Reiseindrücke.

Das verräterische Löschblatt.

(Aus dem unbewußten Seelenleben unserer Schuljugend.)

Bon Hans Zulliger.

(Siehe Bücherverzeichnung.)

Als Martha Kuhn seinerzeit im achten Schuljahr saß, lieferte sie mir jede Woche einen oder mehrere freiwillige Aufsätze.

Wir sagen ihnen zwar „freie“ Aufsätze. Sie sind aus der Institution des Fragekastens entstanden. Ihnen haben wir in meiner Klasse wieder abgeschafft. Denn oft kamen Fragen, die nicht die ganze Klasse interessierten, oder die unter vier Augen hätten besprochen werden müssen. Oder die Fragen häuften sich so, daß ich ihnen zu viel Zeit opfern mußte — denn, auch wenn man der Meinung ist, daß die Beantwortung der Fragen ebenso wichtig sei, wie die Erreichung eines gewissen Pensums, oder vielleicht wichtiger so läßt sich indessen in einem größeren Schulbetrieb die Durcharbeitung einer bestimmten Stoffmenge nicht umgehen. Es wurde nun neben dem „offiziellen“ Aufsatztisch, dessen Inhalt mit roter Tinte korrigiert und mit drei Noten zensiert wird, ein zweites, ein „freies“ Aufsatztisch eingerichtet. In ihm stehen keine Noten. Wenn ein Zeichen des Lehrers am Rande steht, so heißt das, er habe dort den Inhalt nicht verstanden, die Geschichte sei ungeschickt erzählt. Wenn jemand schlecht schreibt, so liest der Lehrer den Aufsatz nicht durch oder beschäftigt den betreffenden Schüler in der nächsten freien Aufsatztunde mit Schönschreiben ins Schreibheft. Themen werden keine gestellt. Stehen Fragen im Aufsatztisch, so beantwortet sie der Lehrer schriftlich, wenn er es nicht vorzieht, sie von der Klasse oder unter vier Augen zu beantworten. Der Schüler soll in der freien Aufsatztunde für die Niederschrift einer Arbeit wenn möglich unter denselben Bedingungen gestellt werden, unter denen der Schriftsteller steht: er soll möglichst frei sein in einer jeden Beziehung.

Martha Kuhn zeigte große Freude an den freien Aufsätzen. Bald schrieb sie Erlebnisse, oder Träume, sie erzählte selbsterfundene Märchen und Phantasien, sie fragte über dies und das. So war nach und nach ein reger und schöner Rapport zwischen ihr und mir entstanden.

Doch das änderte sich im letzten Schuljahr nach und nach. Ich wußte nicht warum, als ich es schließlich merkte — denn zuerst war es mir gar nicht so aufgefallen. Sie schrieb belangloses Zeug, etwa „Beim Kartoffelsezen“, „Beim Grasen“, „Am ersten August“ usw. Ich sah, sie gab sich Mühe, etwas zu schreiben, aber es war, als erlebte sie plötzlich nichts mehr. Die weitere Beobachtung erwies, daß sich Martha auch gegenüber ihren Kameradinnen abschloß. Sie nahm an den Spielen nicht mehr teil und gefiel sich mehr in einem passiven, in sich gelehrteten Verhalten. Eine solche Charakterveränderung kommt nicht ohne weiteres zustande, es mußte etwas geschehen sein.

In seinem ausgezeichneten Buche „Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen“*) sagt Pfister S. 214: „Ist die Brücke zur Wirklichkeit abgebrochen, so handelt der Mensch ähnlich dem Mönche, der sich aus der Welt in seine Zelle flüchtet. — Wo Knaben und Mädchen in dieses Treiben hineingeraten, müssen wir ausnahmslos annehmen, daß ihr Liebesleben Erschütterungen, Einschnürungen, Entwicklungshemmungen erlitten hat. Ist die Introversion, das Sich-nach-innen-Auswachsen eine starke, so ist größte Vorsicht am Platze.“

In der Umkehrung des Gedankens heißt das: wenn ein Kind sich nach innen kehrt, so verliert es den Zusammenhang mit der Realität. Wenn Martha Kuhn immer mehr sich von der Welt abschloß und sich in der Zelle seines Ichs wie eine Nonne einschloß, so mußte sie aus irgend einem Grunde die Brücke zur Wirklichkeit verloren haben, und es war größte Vorsicht notwendig und — Hilfe!

Was aber war zu tun? Ich beobachtete Martha weiter. Ich fragte sie, ob sie mir nicht wieder einmal einen Traum aufführen wolle, denn ich hatte den Hintergedanken, sie dann in einer Besprechung zu fassen und, im günstigsten Falle, vielleicht den Grund ihrer Weltentfremdung zu erfahren.

Sie vergesse die Träume immer wieder, erhielt ich zur Antwort, wenn sie überhaupt noch träume. Sie schlafte in der letzten Zeit oft traumlos.

Was sollte ich nach dieser Abfrage tun?

Ich wartete. Wieder kam eine freie Aufsatztunde.

Wie ich die Hefte austeilte, blieb mich Martha so merkwürdig an, fast wie mit einem Schulbewußtsein in den Augen. Dann quält sie sich ab, einen Aufsatz zu finden. Sie kaut am Federhalter, sie verbarrikadiert sich hinter den aufgestellten Atlas, als sie einen beobachtenden Blick von mir wahrnimmt. Die Hefte werden abgegeben. In Marthas Heft liegt ein Zettel: „Ich weiß heute einfach nichts zu schreiben!“ Richtig, kein neuer Aufsatz steht im Heft. —

Da fällt mein Blick auf das Löschblatt. Mit noch nicht schwarzgetrockneter Tinte — die Züge müssen also aus der eben verflossenen Stunde stammen, sind darauf Herzen gezeichnet. Einige davon sind unten offen, so daß es vielleicht



M sein könnten. Im einen, geschlossenen, steht: „Aus Liebe“ hingekritzelt. Dann stehen eine Reihe aneinanderhängender Doppelschleifen da, eine jede Doppelschleife ist durch ein Strichlein in Hälfte geschieden.

*) Dr. O. Pfister, „Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen“. Verlag Ernst Bircher A.-G. Bern 1922.

Pfister hat als erster auf die Bedeutung der Löschblattzeichnungen aufmerksam gemacht, er tut es auch in dem oben zitierten Buche. Was stedte wohl hinter den Zeichnungen Marthas? Gaben sie etwa Auskunft darüber, warum sie keinen Aufsatz zu schreiben wußte?

„Ich rief das Mädchen hervor.“

Was der Zettel für eine Bedeutung habe.

Der freie Aufsatz mache ihr Mühe, sie wisse nie mehr etwas zu schreiben, sie wünschte, wir hätten keine freien Aufsatzstunden mehr.

Ob das im vergangenen Jahr auch so gewesen sei.

Nein, aber damals habe sie eben etwas zu schreiben gewußt. Jetzt seien ihr die Stunden verleidet.

Ja warum denn?

Eben weil sie nichts mehr zu schreiben wisse. Sie langweile sich und habe ein schlechtes Gewissen, wenn die anderen arbeiteten und sie nicht.

Ich schide sie an den Platz, sie solle um Mittag warten.

Um Mittag, als die übrigen Schüler weg waren, nahm ich das Löschblatt hervor.

Was die Zeichnungen zu bedeuten hätten.

„Das ist ja ein Gefriebel, so ein Gefasel, es hat nichts zu bedeuten.“

Wann Martha die Zeichnungen gemacht habe.

„Als ich über einen Aufsatz nachdachte. Ich habe dabei gar nicht daran gedacht, daß ich das Löschblatt verschmiere.“

Ob ihr denn nichts zu den Zeichnungen einfalle?

„Nein, das ist gar nichts. Das ist nur so gedankenlos gekritzelt.“

Ich weise auf ein Herz: „Was könnte das sein?“

„Das ist ein Herz.“

Ich weise auf das Herz mit der Inschrift.

„Das ist etwa ein Lebkuchen. So wie man sie zum Geburtstag schenkt, oder zu Weihnachten.“

Wem man denn solche Herzen schenke.

„Etwa jemanden, den man gern hat, den Geschwistern, dem Vater.“

Ich weise auf die angereihten Schleifen.

„Das ist nichts.“

„Doch!“ beharre ich, „sieh dir die Sache nur genau an. Was fällt dir ein?“

Nach einem Zögern unterdrückt Martha ein Lächeln und wird leicht rot.

„Ja?“

Das sind lauter große H — etwa so wie man sie auf den Briefen schreibt bei „Herrn“ —“

„Was für ein H — was für ein Herr kommt dir in den Sinn?“

„Was kommt dir zu H in den Sinn?“

„Hans.“

„Was für ein Hans?“

„Ihr.“

Ich hatte das gefühlsmäßig schon vermutet, als die Schleifen als große H gedeutet wurden, als H, die einen Herrn bedeuteten. Doch — jetzt dachte ich, es sei dem Mädchen nur deshalb ich eingefallen, weil ich gerade vor ihm stand: meine Gegenwart hätte suggestiv gewirkt. Jeder wird gerne so denken, und er wird die Vermutung festhalten, wenn er die psychischen Gesetze der Kausalität nicht kennt. Ich verwarf aber meine Zweifel wieder, denn ich sagte mir: wenn Marthas Schleifen nicht eben H bedeuteten, warum sagte sie mir denn nicht, die Zeichen erinnerten sie an die Figuren, wie man sie auf den staubigen Schulzimmerboden spritze, oder irgend etwas anderes?

„Was haben denn die Striche zwischen den Schleifen zu bedeuten?“

Das Mädchen lacht, dreht das Löschblatt: „So sind es Z, es heißt H und Z zugleich!“

Wer hätte jetzt noch zweifeln können, daß die Figuren für Martha nur H und Z bedeuteten, die Anfangsbuchstaben meines Namens, und nicht etwas anderes!

Ich weise auf das offene Herz: „Nun weiß ich auch, was das Zeichen da zu bedeuten hat —.“

„Ein M, Martha, mein Name!“

„Gewiß — und soll ich dir nun sagen, was das Ganze heißt?“

„Ich weiß es nicht —.“

„Es ist leicht zu erraten. — Du hast mich gern!“

„Ist es so?“

„Ja!“

„Und darum hast du dich seit einiger Zeit so verändert. Darum machst du keine freien Aufsätze mehr, weil du mir das hätest schreiben wollen, und weil man so etwas nicht schreibt, und es hinunterdrückt. Du hättest dich geschämt vor den anderen, vor mir und vor dir, es zu schreiben oder daran zu denken. Darum lehrtest du dich von mir und von allem ab. — Und du darfst mich doch gern haben, genau wie du deinen Vater oder einen älteren Bruder gern haben darfst. Ich habe dich ja auch gern, besonders dann, wenn du ordentlich, fleißig und zuverlässig bist und darnach trachtest, ein tüchtiges Mädchen abzugeben!“

Mehr sagte ich nicht. Es genügte jedoch, denn von diesem Zeitpunkte an wandte sich Martha wieder der Welt zu, sie arbeitete wie früher und nahm wie früher an den Spielen und Vergnügungen der Kameradinnen teil. Es schien mir, sie sei nur ein wenig ernster geworden.

War es klug, mich mit dem Vater und dem „großen Bruder“ zu vergleichen? Ich weiß, daß Martha ihren Vater lieb hat, und daß sie, die lauter Schwestern hat, sich einen großen Bruder wünscht.

Hätte ich durch Hinweis auf eine zukünftige Ehe mit einem jungen Manne die Ablösung von mir vorbereiten sollen? Ich glaube nicht, daß das nötig war. Ich wußte, daß das Mädchen im folgenden Frühjahr ins Weßschland kam, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß die räumliche und zeitliche Trennung den Ablösungsprozeß von selbst auslösen, und, gegebenenfalls kann meinerseits der Hinweis später ja nachgeholt werden. Zudem wäre es möglich gewesen, daß die Hinwendung erotischer Phantasien auf ein unbestimmtes Zukunftsobjekt über mich hinweg in blaue Ferne gelenkt hätte — daß Martha vom Regen in die Traufe gekommen wäre.

Ich bin mir bewußt, daß der leicht errungene Erfolg nicht verwechselt werden darf mit psychologischer und therapeutischer Gründlichkeit — eine richtige psychanalytische Behandlung dauert Monate und ist eine große Arbeit....

In diesem Falle machten mir der leichte Erfolg und vielmehr noch die Art und die Auflösung dieser Löschblatt-Liebeserklärung immerhin große Freude.

Sehe jeder, wie er's treibe.

Der Kapitän und der Obermaschinist waren immer verschiedener Meinung in bezug auf die Frage, wer von ihnen am unentbehrlichsten sei.

Schließlich kamen sie überein, für einen Tag lang ihre Posten zu vertauschen. Der Obermaschinist kletterte auf die Kommandobrücke und der Herr Kapitän tauchte in den Maschinenraum hinab.

Eine halbe Stunde später entstieg der Kapitän, schwärz wie ein Neger und in verzweifelter Stimmung wieder seinem ungewohnten Bezirk.

„Maschinist.“ brüllte er außer sich, „kommen Sie, ich bringe das Biest von Maschine nicht mehr in Gang!“

„Rein Wunder,“ rief der andere von oben, „wir sind nämlich an der Küste aufgefahren!“

Millgate Monthly.